

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Beiträge zu einer phonetischen Vokallehre

Gutersohn, Julius

Karlsruhe, 1884

VII. Rückblicke und Ausbau des Systems

[urn:nbn:de:bsz:31-306375](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-306375)

VII. Rückblicke und Ausbau des Systems.

Mit dem vorigen Abschnitt ist die Vokaltheorie in der schon am Schlusse des ersten Teiles angezeigten Ausdehnung zu Ende geführt worden. Nur die Nasalvokale sind nach genauerer Erwägung beiseite gelassen worden, weil deren Behandlung die Arbeit in unzulässiger Weise erweitern würde. Die gleiche Rücksicht hindert uns an der Ausführung des Vorsatzes, unserer Theorie eine praktische Anwendung beizugeben, d. h. das aufgestellte System an dem Vokalismus einiger der wichtigsten Kultursprachen zu erproben, um nachzuweisen, das dasselbe namentlich für Unterrichtszwecke in jeder Beziehung hinreichend ist. Dieser Abschnitt dürfte vielleicht aber darum weniger gemisst werden, weil das angekündigte Werk Trautmann's, das ja wesentlich denselben Standpunkt vertritt, ausser den Sprachlauten im allgemeinen, noch diejenigen der französischen, englischen und deutschen Sprache im besondern berücksichtigen wird. So mag es angemessen sein, vielleicht erst nach dessen Erscheinen allenfalls abweichende Ansichten bei Gelegenheit in einer Fachzeitschrift zur Erörterung und Besprechung zu bringen und auf diese Weise nachträglich die beabsichtigte Ergänzung der für sich abgeschlossenen Theorie dem Urteile weiterer Fachkreise zu unterbreiten.

Es macht sich am Schlusse der Arbeit, wie schon früher angedeutet, das Bedürfnis geltend, in einem Rückblicke die durch diese Monographie erreichten oder bezweckten Fortschritte der Vokaltheorie summarisch zu überschauen. — Nachdem im ersten Abschnitt die natürliche, stufenweise Entwicklung des deutschen Vokalsystems historisch genau verfolgt worden, fiel im Anschluss hieran uns die Aufgabe zu, das von einem ganz anderen Standpunkt ausgehende, durch und durch erkünstelte englische Lautsystem zu prüfen und zurückzuweisen. In Übereinstimmung mit Trautmann ist festgestellt worden, dass das physiologische Prinzip, auf welchem es beruht, sich zur Grundlage für ein wissenschaftliches und zugleich praktisch-brauchbares System in keiner Weise eignet, weil es an jedem sicheren Mass für die Grösse und Stärke der verschiedenen Zungen- und Lippenartikulationen fehlt. Ferner ist nachgewiesen worden, dass für die Zungenbewegungen zu weitgehende und zu subtile Unterscheidungen gemacht werden, welche gar nicht immer neue Klangfarben hervorbringen und worüber eine genaue Kontrolle durchaus nicht denkbar wäre. Da sich die Hauptartikulationen bis zu einem gewissen Grade vertreten können, so haben sie einen bedeutenden Spielraum freier Thätigkeit und sind ohne Zweifel nicht bloss nach Nationen, sondern auch nach Individuen oft wesentlich verschieden und durch die Klangprobe allein kann deren Wirkung objektiv festgestellt werden. Inbezug auf Lippenbethätigung ist das englische System geradezu ganz unvollständig und die Unterscheidung von Vokalen enger oder weiter Bildung hat auf die Klangfarbe keinen merklichen Einfluss, eher noch auf die Quantität der Stimmlaute.

Wenn wir auf diese Weise das deutsche System, das z. B. von Sievers und andern bereits verworfen war, nach eingehendster Untersuchung wieder zu Ehren gezogen und uns darin teilweise auch von Techmer unterstützt fanden, so bestand hernach naturgemäss die Aufgabe darin, alle von diesem Standpunkt ausgehenden Ansichten und Theorien auf die Wage zu legen, um zu möglichst abgeschlossenen, sicheren Resultaten zu kommen. Inbezug auf die physiologischen Grundlagen sind dabei die Anschauungen Brücke's genauer und bestimmter gefasst und so viel als möglich mit denen von Techmer in Einklang gebracht worden, während Winteler's Hypothesen, soweit sie von den älteren Forschern abwichen, nicht immer bestätigt werden konnten. Die »Zwischenstufen der Vokalreihe *i— a — u*« betreffend, ist mit Nachdruck der Ansicht entgegengetreten worden, dass es eine unbeschränkte Zahl unmerklicher Übergänge, also eine »unendliche Reihe« von Vokalen gebe; jedenfalls sei diese Frage nicht aprioristisch, sondern empirisch-induktiv zu

entscheiden. Für das allgemeine Klangsystem empfehle es sich, nur die in der Gemeinschaft der Hauptkultursprachen vertretenen Vokale in einer Klangskala zusammenzustellen, wie dies von Hellwag-Chladni in einer für alle Zeiten giltigen Weise geschehen.

Ausser den sieben einfachen oder Grundvokalen sind als weitere qualitative Unterschiede die drei gemischten Vokale eingereiht worden, welche durch Verbindung der jeweiligen Hauptartikulationen der entsprechenden labialen und lingualen Stimmlaute entstehen. Eine Abart derselben, übrigens in Wirklichkeit selten oder gar nie vorkommend, ist wenigstens theoretisch denkbar durch Kombination der von uns als unwesentlich bezeichneten Artikulationen; dieselben werden am besten gleich den andern, nur mit sekundären Hilfszeichen versehen, bezeichnet. Um dem Bedürfnis vieler Phonetiker nach weiteren Zwischenstufen zu entsprechen, ist dann für eine Art der graphischen Darstellung des Vokalschemas gesorgt, welche fernere Abstufungen zwischen den Hauptklangfarben zulässt, wie dann auch deren genauere Bezeichnung durch bezügliche Vorschläge geregelt worden ist. Doch sind diese sogenannten Schwebungen, über deren Klang oft erst das Urteil einer Mehrheit von Fachmännern endgültig entscheiden kann, nicht von einem allgemeinen Standpunkt aus, sondern vielmehr durch das Spezialklangsystem festzusetzen. In diesem Punkte stimmen wir vollkommen den Ansichten von Sievers bei, der auch nichts wissen will von einem Vokalschema, welches alle wirklichen und möglichen Klangunterschiede enthielte. Während aber dieser Forscher die Entscheidung über die Zahl der zulässigen Stufen mit den Engländern vom physiologischen Standpunkt aus trifft, ist für uns hierin die historische Entwicklung in Übereinstimmung mit der Gemeinschaft der Hauptkultursprachen entscheidend und dadurch allein glauben wir, dem Vokalsystem eine gesunde, praktisch brauchbare Grundlage geben zu können. In dieser Hinsicht sind wir nicht bloss der von verschiedenen Seiten so sehr gewünschten »Emanzipation« von den alten Traditionen gründlich abhold, sondern wir sind sogar, offen gestanden, noch hinter Brücke zurückgegangen, aber wohlgerneht nur, um dessen weitere Unterscheidungen dem Einzelklangsystem zu überlassen. Mit Trautmann glauben wir in allen diesen Punkten wesentlich übereinzustimmen; auf einige kleinere Differenzen ist im Laufe der Arbeit aufmerksam gemacht worden.

Während also das Bestreben der neueren Phonetiker im allgemeinen darauf ausging, das Vokalschema durch Aufnahme möglichst vieler neuen Stufen zu erweitern, haben die Resultate dieser Arbeit vielmehr zu einer Vereinfachung geführt, in dem Sinne nämlich, dass ein für allemal eine beschränkte Anzahl ganz entschiedener, allgemein anerkannter Normalstufen festgesetzt bleibe, um in denselben jederzeit einen Überblick über die Hauptarten der Klangfarbenbildung zu besitzen, was beim künstlichen englischen System ganz und gar unmöglich ist. Die Natürlichkeit und Einfachheit dieses Vokalsystems wird sich namentlich für die praktische Verwendung im Schulunterricht von der grössten Bedeutung erweisen, während die Phonetik bei immer neuen Verquickungen und unnötigen Erweiterungen ein durchaus unfruchtbares Gebiet der Wissenschaft werden müsste. Die durch unser Schema erreichte Analogie mit der siebenstufigen Skala der Tonhöhe und den sieben Hauptfarbenabstufungen des Regenbogens ist bereits angedeutet worden. Während allerdings besonders bei letzteren im vollsten Sinn von ganz allmäligen, unmerklichen Übergängen gesprochen werden kann, ist das bei den Klangfarben nicht der Fall, weil die Artikulationsorgane nicht schon bei der leisesten Änderung der Lage oder Bewegung merklich verschiedene Klangwirkungen hervorbringen können, vielmehr in freier, ungehemmter Thätigkeit oft auf verschiedenen Wegen das gleiche Ziel erreichen. Wir haben also in diesen Sprachwerkzeugen nicht einen toten Mechanismus, sondern einen lebensvollen Organismus zu erkennen, welcher als solcher oft ganz unbewusst, aber durchaus zweckentsprechend wirkt und nicht mit der kleinlichen Genauigkeit und Einförmigkeit einer leblosen Maschine, sondern mit grosser Freiheit und Mannigfaltigkeit sich bewegt. Da die graphische Darstellung übrigens eine bedeutende Erweiterung des Vokalschemas zulässt und zudem für deutliche, möglichst an die Gemeinschaft sich anschliessende Bezeichnung weiterer Zwischenstufen

gesorgt ist, so dürfte unsere Vereinfachung im Grunde den Kern einer fruchtbaren Erweiterung des Vokalsystems (sofern dafür Bedürfnis vorhanden) in sich schliessen.

In der neuen (d. h. Winteler entnommenen) schematischen Anlage unseres Klangsystems (als Vokalkreis) und dessen Erweiterungsfähigkeit ist nun bereits der von den Engländern gemachte Vorwurf des »starrten Schematismus« widerlegt; die Pfade der deutschen Phonetik sind durchaus nicht ausgetreten, wie Sievers meint; sie bedürfen nur einer kleinen Auffrischung, wie diese Arbeit sie geben will, um zu einem ganz sicheren, unzerstörbaren Geleise für den richtigen, natürlichen Fortgang der Lautwissenschaft zu werden. Dass wir die Aufgabe des Phonetikers aber »mit der Aufstellung eines Lautsystems in der beliebten schematischen Manier« nicht für erfüllt halten, beweisen nicht blos die verschiedenen, von uns dem Einzelklangsystem zugewiesenen Nebenaufgaben, die grösstenteils neuen und selbständigen Untersuchungen über Quantitätsverhältnisse, Diphthonge und Halbvokale, sondern auch der Abschnitt über »die physiologischen Grundlagen der Vokaltheorie.« Die darin gemachte Unterscheidung von wesentlichen und unwesentlichen Artikulationen dürfte mit der Zeit ihre volle Bestätigung namentlich beim Taubstummenunterricht finden. Dort wird sich zeigen, dass Zungen- und Lippenbewegungen die wirklich konkreten und fassbaren Faktoren der Klangbildung sind, welche allein es dem Tauben ermöglichen, mit dem Gesichtssinne das gesprochene Wort wahrzunehmen; wir zweifeln, ob die von den Engländern gegebenen Anweisungen irgendwie einem des Gehöres ermangelnden Menschen zur sicheren Bildung auch nur eines einzigen Stimmlautes verhelfen würden und das soll doch eine Aufgabe der Phonetik sein, wenn sie nicht leere, öde Theorie bleiben will.

Mit dieser Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen in bezug auf Klangfarbe, wie auf Artikulationen hoffen wir ganz besonders der praktischen Verwendung der Lautwissenschaft einen Dienst erwiesen zu haben; denn wenn es mit den Lauttiffteleien noch lange in gleicher Weise fortginge, wie bisher, so würden sich gewiss nicht bloss praktische Schulmänner, sondern auch weitere Kreise von Gelehrten bald mit Verachtung von diesen unfruchtbaren Spitzfindigkeiten abwenden. Man gestehe es nur offen zu, dass Brücke durchaus Recht hat und sich damit auf einen vernünftigen, gesunden Boden stellt, wenn er sagt, »dass jede Aussprache ihre gewisse Breite der Richtigkeit habe, die eben das Resultat des gemeinen Gehörs und der gemeinen Sprachgeschicklichkeit sei; was sich in engere Grenzen zwänge, sei individuell und gehöre nicht mehr dem Volke und somit auch nicht mehr der Sprache als Ganzem an.« Es ist ohne Zweifel ein Glück, dass man in den Zeiten des Entstehens der neueren Sprachen und deren Schrift noch nichts von den unendlich feinen Unterscheidungen der modernen Phonetik wusste; denn sonst wäre man jedenfalls vor lauter Subtilitäten gar nicht mehr zu einer wirklich allgemein gültigen Gemeinschrift gekommen. Wenn nunmehr durch die Resultate dieser Arbeit wesentlich nur das bestätigt und wissenschaftlich begründet wird, was teilweise schon vorher in mehr unbewusster Weise allgemein gekannt und anerkannt war, so ist diese Thatsache schon an und für sich ein kräftiger Beweis für die Richtigkeit unserer ganzen Untersuchung.

Zudem fällt nun ferner in Betracht, dass wir das Unwesentliche nicht ohne weiteres unbeachtet beiseite schieben, es vielmehr nur dem Spezialklangsystem zuweisen. Die Aufgabe, die einer solchen Einzeluntersuchung zufällt, ist ganz naturgemäss und wiederholt in unseren Ausführungen angedeutet. Es ist zuerst durch genaue Vergleichung der gesprochenen und der geschriebenen Laute einer Sprache festzustellen, welche von den Hauptklangfarben des Vokalkreises darin vorkommen, wobei immer auch die quantitativen Abstufungen zu berücksichtigen sind, über welche oft erst die Sprachgeschichte die richtige Aufklärung geben kann. Alsdann fragt sich, ob auch Schwabungen der Klangfarben vorhanden seien und an welche Stellen des Schemas dieselben hingehören. Ist so die akustische Grundlage gewonnen, so tritt dann die Untersuchung der physiologischen Verhältnisse bestätigend und berichtigend hinzu; dabei ist wesentlich zu erörtern, ob die

Artikulationen in der durch die Thesen festgestellten normalen Weise ausgeführt werden, oder ob vielleicht Abweichungen zu konstatieren seien; den Schwebungen ist in dieser Hinsicht ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Von grösster Wichtigkeit ist dabei eine Forderung, die wohl Sievers zuerst (Phonetik p. 83) in klarer Weise formuliert. »Es kommt nämlich nicht sowohl auf das Verhältnis des einzelnen Lautes zum einzelnen Laute an, als auf das Verhältnis der Systeme unter sich. Man unterlasse also nie zu untersuchen, ob sich die Abweichungen der Einzelvokale zweier oder mehrerer Spezialsysteme nicht auf ein gemeinsames, die Stellung der Systeme ohne weiteres charakterisierendes Prinzip zurückführen lasse.« Als solche Prinzipien werden beispielsweise erwähnt die stärkere oder geringere Bethätigung der Lippen und namentlich gehöre dazu auch »eine durchgehends bei allen Vokalen des Systems abweichende Lagerung der Zunge, die wahrscheinlich von Differenzen in der Ruhelage der Organe herrühre«.

Es ist ohne Zweifel ein grosses und noch nicht genügend gewürdigtes Verdienst von Sievers, auf diesen Punkt aufmerksam gemacht zu haben; aber gerade hierüber existieren noch äusserst wenige zuverlässige Angaben und Untersuchungen. Der dem englischen Vokalismus eigene Charakter scheint z. B. wesentlich eine Folge der im allgemeinen stark zurücktretenden Lippenartikulationen zu sein; das Kennzeichen ferner echt norddeutscher Sprechweise beruht wohl, wie Sievers bemerkt, wesentlich darin, dass gegenüber süd- oder mitteldeutscher Aussprache ein für allemal die Zunge etwas zurückgezogen und verbreitert werden muss. Es handelt sich also geradezu darum, je bei den einzelnen Sprachen oder Mundarten vor allem die richtige Ruhelage der Sprachorgane aufzufinden, gleichsam die »Operationsbasis« zu gewinnen; wenn man dann versteht, »dieselbe beim Wechsel verschiedener Laute festzuhalten, so folgen die charakteristischen Lautschattierungen der einzelnen Sprache oder Mundart alle von selbst«. Gerade hierin sehen wir den Ausgangspunkt für eine rege, fruchtbare und bis jetzt noch ganz brach liegende Thätigkeit im Gebiete der Lautwissenschaft. Durch genaue Forschungen in diesem Sinne wird viel mehr erreicht werden, als durch endlose Erweiterungen und Verwickelungen des allgemeinen Klangsystems; hier liegt der Grund- und Hauptpunkt für die auch von Sievers so lebhaft gewünschte, planmässige Selbstbeobachtung, während das englische System recht eigentlich ein künstlicher, steriler Schematismus genannt zu werden verdient, welcher einige der wichtigsten Fragen gar nicht beachtet und doch für einen weiteren Ausbau keinen Raum lässt.

Alle die bis jetzt behandelten Fragen und Anregungen betreffen nun wesentlich die Vokalqualität oder Klangfarbe. Inbezug auf schematische Darstellung haben wir dem von Winteler zuerst angewendeten Vokalhalbkreis den Vorzug gegeben, weil derselbe mit Leichtigkeit bedeutende Erweiterungen zulässt und die Schreibung der Klangschwebungen im Anschluss an die gewöhnliche Schrift ermöglicht oder begünstigt. Hinsichtlich der Quantitätsverhältnisse haben wir, abweichend von allen anderen Forschern, den engen Zusammenhang dieser Abstufungen mit denen der Qualität nachzuweisen versucht und in diesem Sinne zunächst zwischen vollkommener und unvollkommener Klangbildung unterschieden; letztere entsteht infolge bedeutender Verkürzung der Artikulationsdauer, während bloss mässige Verschiedenheiten die Klangfarbe nicht beeinflussen. Da es an einem ganz bestimmten Masse für die Quantität fehlt, so ist es am besten, die bis jetzt durch den Gebrauch, also empirisch festgesetzten Einteilungen beizubehalten, wobei wir nur die Unterschiede zwischen reduzierten und unbestimmten Vokalen etwas genauer festzustellen suchten. Die Erörterungen über die Diphthonge bringen auch teilweise ganz neue Anschauungen, namentlich ein sicheres Kriterium zur Entscheidung über Echtheit oder Unechtheit eines Zweilautes. Bei allen den letztgenannten Fragen liegt aber der Schwerpunkt in dem Spezialklangsystem und es ist nicht versäumt worden, darauf aufmerksam zu machen, wie in vielen Punkten auch die historische Sprachforschung zuhülfe kommen müsse; zu weitgehende allgemeine theoretische Erörterungen sind

für einen gedeihlichen Fortschritt der Lautwissenschaft und namentlich für deren praktische Verwertung gewiss nicht von Vorteil.

Wenn auf diese Weise der weitere Ausbau der Phonetik vor allem von vorausgehenden Einzel Forschungen, der Aufstellung möglichst zahlreicher und genauer Spezialklangsysteme abhängig gemacht wird, so ist damit der Wissenschaft, die bis jetzt noch vielfach in abstrakt-deduktiver Weise behandelt wurde, der richtige und solide empirische Untergrund gegeben, der allmähig von selbst zu Ergänzungen und Erweiterungen verschiedener Art führen wird. Es ist aber äusserst wichtig, dass man aus den endlosen Einzelheiten immer auch wieder das Allgemeine, Wesentliche und Gesetzmässige herausfinde; sonst entsteht mit der Zeit für den Nichtfachmann, ein grenzenloser Wirrwarr und die Phonetik könnte dadurch auf einen gänzlich unfruchtbaren Boden geraten. — Was den Ausbau der Lautwissenschaft in bezug auf die »Eigentöne« oder »Halle« betrifft, so ist dies wohl weniger Sache des Sprachforschers, als des Physikers, der dazu der verschiedensten Apparate bedarf. Dabei wird nicht zu vergessen sein, dass nicht bloss den »einzelnen Vokalen« genau genommen ein System von Eigentönen (statt eines einzelnen) zukommt, sondern dass auch jede menschliche Stimme einen ihr eigenen Grundton hat, der sich auch bei der Flüsterstimme geltend macht. Namentlich aus diesem Grunde sind deshalb wohl die Forscher bis jetzt in dieser Sache noch nicht zu einheitlichen Resultaten gekommen; dass sich aber wenigstens die Art des Accordes, den die Eigentöne der Hauptklangfarben unter sich bilden, besonders also die stufenweisen Intervalle desselben, mit der Zeit werden feststellen lassen, scheint uns sehr wahrscheinlich. Möglicherweise werden zu diesen und anderen Zwecken vielleicht Telephon und Phonograph und andere derartige Instrumente auch noch Dienste leisten können, wie z. B. in bezug auf Erprobung des Einflusses von Artikulationen auf Klangfarbe und objektive Feststellung solcher oft äusserst subjektiver Meinungen und Beobachtungen.

Überblicken wir schliesslich den Gesamtcharakter dieser Arbeit, so werden hoffentlich drei Hauptrichtungen unserer Bestrebungen nicht zu verkennen sein. Es ist in erster Linie der aufrichtige Versuch, das Thema mit möglichster Berücksichtigung aller bisherigen, irgendwie bedeutenden sachbezüglichen Leistungen zu behandeln; zu diesem Zwecke namentlich ist die Geschichte der Vokaltheorien vorausgeschickt worden. Das scheint uns der einzig richtige Weg zu sein, um in einer so schwierigen Frage zur wissenschaftlichen Wahrheit zu gelangen; wie gewöhnlich ist dieselbe auch hier nur Körnchen für Körnchen an den Tag gekommen und so kann nur eine gewissenhafte Sammlung und eine richtige, planvolle Verbindung dieser kleinen Teilchen zu einem abgeschlossenen, festen Systembau führen. Mit voller Überzeugung glauben wir, dass dieses Prinzip wie in fast allen Wissensgebieten, so nicht minder in praktischen Fragen seine Geltung hat und dass man daher alle Ursache hat, hier wie dort allen einseitigen Theorien und Schlagwörtern oder extremen Anschauungen mit Misstrauen zu begegnen. Wie in verschiedenen Fachwissenschaften, macht sich namentlich auch auf pädagogischem und didaktischem Boden ein seichter, neuerungssüchtiger Radikalismus breit, der gewissenlos die elementarsten Grundsätze jeder praktischen Erfahrung umwirft, so dass eine baldige gesunde Reaktion auch in diesem Gebiete unausbleiblich und nur erwünscht sein kann.

In zweiter Linie dann waren wir bemüht, die äusserst schwerfällige, unklare Form mancher bezüglichen Fachschriften zu vermeiden und es ist deshalb das Hauptresultat der oft schwierigen und ausführlichen Untersuchungen in möglichst klarer und bündiger Weise (in Form von Thesen) zusammengestellt worden, um namentlich dem Laien einen sicheren Anhaltspunkt zur Orientierung in diesen Fragen zu geben und ihm die Einzelheiten des Studiums einigermassen zu

ersparen; zugleich ist damit bezweckt, den gegenwärtigen Stand der Forschungen endlich einmal zu fixieren und weiteren Kreisen von Gelehrten die Verwertung der Lautphysiologie zu erleichtern. Es ist dies unumgänglich nötig; denn für den historischen Sprachforscher, den studierenden Philologen ist und bleibt doch die Phonetik nur eine Hilfswissenschaft; es müssen deshalb deren Hauptresultate in kurzer, einfacher Form vorliegen und zugänglich sein, ohne dass man sich erst jahrelang mit den spitzfindigen Erörterungen, wie sie jetzt in manchen Handbüchern Mode sind, zu beschäftigen braucht. Unter dem Einflusse der Engländer haben auch viele deutsche Phonetiker über der endlosen Reihe von Einzelbeobachtungen und nebensächlichen Kleinigkeiten den allgemeinen Standpunkt mehr und mehr aus den Augen verloren; vielfach macht sich auch das überhaupt in der modernen Wissenschaft so verbreitete Streben geltend, nur alles früher Geleistete zu bekritteln und zu verneinen, ohne dass man zu einem positiven Neubau fähig wäre.

Während sonst in allen Gebieten des Wissens die echte, tiefere Forschung zu einfachen und natürlichen Gesetzen führt, sind die neueren Phonetiker weit davon entfernt, diesen Grundsatz zu bestätigen; denn hier wird die Wahrheit immer schwieriger und komplizierter und man scheint es vielmehr darauf abgesehen zu haben, zu möglichst paradoxen, von den allgemeingeltenden, naturgemässen Anschauungen abweichenden Resultaten zu kommen. Wir sind vollkommen überzeugt, dass man am Ende, wenn auch vielleicht erst nach langen Irrwegen, wieder von der falschen Fährte auf das alte Geleise, aus dem durch und durch verkünstelten in das natürliche Lautsystem einer Brücke, G. H. von Meyer zurückkommen wird; in einer ganzen Reihe von neueren phonetischen Schriften spielt die Scheinwissenschaft eine grosse Rolle. In dem engen Anschluss unserer Untersuchungen an die hergebrachten, natürlichen Anschauungen erblicken wir den dritten und letzten Charakterzug unserer Arbeit, wohl wissend, dass sie gerade deshalb von vielen Seiten eher ungünstige Aufnahme zu erwarten haben wird.

Der Raum dieser Beilage gestattet leider nicht, uns ausführlich mit den früher erwähnten Werken von Schroer und Breymann zu beschäftigen. Der erstere dieser Gelehrten ist ein unbedingter Anhänger des englischen Vokalsystems, welches er seinen deutschen Lesern mundgerecht zu machen sucht; daneben kommen, wie in der andern kleinen Schrift, sehr ausführliche, allgemein gehaltene Darlegungen über den Wert der Phonetik für den Schulunterricht. Unsere Ansicht in Sachen ist trefflich wiedergegeben im Schlusssatze von Deutschbeins Arbeit: *„Natürlich muss sich die Bekanntschaft der Schüler mit den Resultaten der Lautphysiologie auf das Allernotwendigste beschränken; um dieselbe zu erlangen, werden zwei bis drei Stunden beim Anfang des betreffenden Sprachunterrichts vollständig ausreichen. Wenn einmal eine Grundlage zum phonetischen Verständnis gewonnen ist, mag der Lehrer dann und wann den Kindern einen neuen Einblick in die Ergebnisse unserer Wissenschaft eröffnen, der dann gewiss um so dankbarer hingenommen werden wird.“*

Es macht sich sonst vielfach unter dem Einflusse Sweets mehr und mehr eine grossartige Überschätzung der Bedeutung der Lautwissenschaft für die Schule geltend: gelehrte Erörterungen über Phonetik verstehen ja die Schüler noch nicht in dem Alter, da sie die fremde Sprache zu lernen beginnen. Die meisten Laute derselben sind ihnen aber bereits aus der Muttersprache bekannt, so dass phonetische Belehrung darüber ganz unnötig ist; die wenigen neuen Laute, die hinzukommen, muss allerdings der Lehrer ihnen physiologisch, jedoch in möglichst einfacher Form zu erklären wissen. Die Hauptsache aber ist und bleibt die praktische Übung und die gute, im Auslande (nicht blos durch theoretische Studien) erworbene Aussprache des Lehrers selbst. Sogenannte »phonetische Schulung« (phonetic training) halten wir, gelinde gesagt, für eine Phrase und es wäre im höchsten Grade zu bedauern, wenn der Sprachunterricht, und wie es fast den Anschein hat, ein Teil der modernen Sprachforschung nach und nach ganz in der »Lautphysiologie und Lautlehre« stecken bliebe. Hoffentlich erwehren sich namentlich die praktischen Schulmänner noch bei Zeiten dieses traurigen Formalismus, der über unnötigen Haarspaltereien bald ganz die

Hauptsache, die lebens- und gehaltvolle Litteratur der neueren Sprachen mit ihren herrlichen, unversieglischen Geistesschätzen zu vergessen scheint. Trösten wir uns also in dieser Zuversicht auf »künftige, bessere Tage«!

Schlussbemerkung. Unmittelbar vor Abschluss dieser Programmarbeit sind endlich Vietors »Elemente der Phonetik« erschienen. Den Vokalismus betreffend bemerken wir mit Vergnügen, dass der Verfasser auch das englische Vokalsystem nach eingehender Kritik zurückweist; doch fehlt es an dem systematischen Aufbau einer zusammenhängenden und in sich abgeschlossenen neuen Vokaltheorie. Faktisch stellt sich Vietor auf den von uns gelegten Boden, indem er die Stimmlaute in Gruppen einteilt nach den in der Gemeinschaft gegebenen Vokalen *u, o, a, e, i* und namentlich bei *o* und *e* genau die sogenannte offene Bildung von der geschlossenen unterscheidet (also unser *o* und *ω, e* und *æ*). Allerdings sind für jeden Vokal auch die physiologischen Verhältnisse genauer angegeben und die bezüglichen Bestimmungen weichen von den unsrigen nicht wesentlich ab; aber es fehlt an dem allgemeinen, zusammenfassenden Überblick. Die beigegebenen Vokalschemata ferner entbehren der wünschenswerten Klarheit und Einfachheit, wie das allerdings immer der Fall sein wird, wenn nicht auf rein akustischer Grundlage aufgebaut wird. Das Verdienst der Arbeit liegt aber ohne Zweifel in der beigegebenen praktischen Anwendung, d. h. in der Untersuchung des deutschen, englischen und französischen Vokalismus; in dieser Hinsicht sind manche beachtenswerte Angaben darin enthalten. Wer allerdings, wie nach dem Vorwort in Aussicht gestellt, »eine recht elementare und recht praktische Phonetik« erwartet, der dürfte so ziemlich enttäuscht sein; ohne das vorausgehende Studium anderer fachwissenschaftlicher Werke wird Vietors Buch kaum verständlich sein und wegen der unendlichen Fülle von Einzelheiten und Kleinlichkeiten wird es am wenigsten für die Hand der Studierenden und der vielbeschäftigten praktischen Schulmänner passen. Deutschbeins kleine Schrift entspricht noch am allermeisten jenem, wie es scheint, allseitig gefühlten Bedürfnis; wir glauben aus den angegebenen Gründen, dass im Gebiete des Vokalismus auch diese Programmarbeit als jenem Ziele nicht fernstehend erachtet werde. Trautmanns Werk aber darf mit Spannung erwartet werden, da auch er auf dem gesunden Boden der natürlichen Phonetik zu stehen scheint und weil aus seinen Bemerkungen über Form und Darstellung bei Sievers hervorzugehen scheint, dass auch er, wie wir es versucht, diesem Punkte mehr Sorgfalt zuwenden werde, als sonst unter den Phonetikern und anderen Gelehrten der Neuzeit üblich ist; es hat der Wissenschaft noch nie geschadet, wenn immer sie das wahre Wort Buffons beherzigt hat: Les ouvrages bien écrits seront les seuls qui passeront à la postérité. — Im Hinblick auf die weitgehende Übereinstimmung mit Trautmann dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, dass diese Programmarbeit nicht, wie so viele ähnliche, totes Kapital bleibe, sondern mit der Zeit ihre volle Verwertung finde. Möge diese Zuversicht sich bestätigen! —

